Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 3. Januar — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Marksteine des Lebens — Jean Paul über Religion, Christentum, Kirche. Erste Hälfte — Luthers Bildnis von 1521 — Welt und Zeit. Epigramme. Erste Reihe — Darf ein Christ Zins nehmen? 1. Das Interesse an der Frage; 2. Luther — Verschiedenes: Let there be Light (Lubin); Die Welt als That (Reinke); Laura Marholm in der katholischen Kirche; Kleine Mitteilungen — Anzeigen — Hierzu ein Beiblatt: zwei Bildnisse Luthers

Marksteine des Lebens

Joh. 6, 47

Jahres- und Jahrhundertwende sind ragende Marksteine des äußern Lebens. Unentbehrlich für den Historiker, der auf den Weg zurückschaut, den unser Geschlecht zurückgelegt hat. Ebenso unentbehrlich für den einzelnen Menschen, der sich den Wechsel und Wandel seines Geschickes vergegenwärtigen will. Niemand vermag zu sagen, wer die Zählung nach Jahren erfunden hat. Die Sitte muß schon aufgekommen sein, als die Menschheit überhaupt anfing, über sich selbst nachzudenken und damit zugleich um eine Ueberlieferung, um ihre Vergangenheit zu sorgen.

Aber was bedeutet ein menschliches Zeitmaß für Gott, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag? Für Gott, der der Menschheit die großen Stunden ihrer Geschichte, die einschneidendsten Epochen ihrer Entwicklung nach freier Willkür, wider unser Erwarten und Berechnen schickt? Wie hätte ein Zeitgenosse es ahnen können, daß jener Tag, an dem Amos von Thekoa zu Bethel sein Klagelied über Israel anstimmte, Bedeutung haben sollte für die Menschheit und das Werden und Wachsen ihrer Religion? Wie hätte der Kaiser in Rom und der Statthalter in Cäsarea aufgelacht, wenn man vor ihren Ohren hätte behaupten wollen, im verachteten jüdischen Lande sei ein Mann geboren, von dessen Geburt an später die zweite Hälfte der Menschheitsgeschichte gerechnet werden würde? „Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, beherrschen die Welt. Die stillsten Stunden sind es, die den Sturm bringen."

Und was bedeutet eine Jahreswende für unser persönliches Leben? Dies Leben geht seinen Gang nach eignen Gesetzen und kümmert sich nicht um das Gewebe von Jahreszahlen und Tagesdaten, das die Menschen ihm überwerfen, um es besser beobachten und zergliedern zu können. Die Entscheidungen darin werden nicht durch irdische Ordnung gesetzt, sondern durch das Handeln Gottes mit uns und die Erfahrungen seiner Güte und seines Ernstes. Ein inneres Erlebnis, das sich zeitlich kaum messen läßt, kann der Seele einen ewigen Wert aufprägen, und ganze Jahrzehnte können für sie verloren sein.

So verläuft das persönliche Leben der Seele in ihrer Beziehung auf Gott ganz und gar unabhängig von Wechsel und Maß der Zeit. Zeigt sich nicht eben darin, daß der Mensch ein Ewiges in sich trägt und nicht ein Gebilde der vergänglichen und flüssigen Welt ist? Seine Seele ist kein Gegenstand der Geschichte, sie spottet der „Denkkategorien" wie des Raumes so der Zeit. Es giebt für sie nicht Vergangenheit und Zukunft, sondern nur Sein und Nichtsein, Leben und Tod. So spricht der Herr: Wahrlich, wahrlich, sage ich euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.

Erich Foerster

Jean Paul über Religion, Christentum, Kirche

Erste Hälfte

1

Daß Jean Paul noch seine Leser hat, wurde neuerdings durch eine Statistik der Reclamschen Universalbibliothek, gewiß für Viele überraschend, bewiesen. Sie bilden eine stille Gemeinde und bemühen sich nicht, die Tagesmeinung zu beeinflussen; die allgemeine Anerkennung aller Gebildeten für ihren Geschmack dürfen sie nicht fordern: den Größen der heutigen deutschen Litteratur gegenüber achten sie freilich ihren Autor als hors de concours.

Schopenhauer hat Jean Paul als Schriftsteller bewundert, ohne seine Weltanschauung zu teilen. Das wird sonst selten genug vorkommen. Nicht nur hat Jean Paul die Gestalten seiner Romane und Idyllen durchweg mit seinen Gesinnungen und Stimmungen belebt, ihnen sogar oft Einzelzüge und -erlebnisse von sich selbst geliehen: er tritt auch überall in eigner Person dazwischen, in den unzähligen Abschweifungen, Reflexionen und Sentenzen. Nur wer darin mehr sieht als eine fatale Zugabe oder bestenfalls eine Fundgrube für Wandkalenderverfertiger, wer diese Eigentümlichkeit des Autors, zugleich in und über seinem Stoff zu stehen, als notwendig, ja klassisch für den humoristischen Roman zu würdigen weiß, kurz, wer selbst Humorist ist, d. h. fähig und geneigt, sein Selbstleben ebensogut ins Ungemessene fast schmerzhaft zu erweitern und dann wieder „mit Liebe" ins Enge und Kleine zusammenzuziehen: nur der wird seiner Größe ganz gerecht. Zum Dichter macht Jean Paul freilich erst die Macht seiner Einbildungskraft und die Fülle seiner Ausdrucksmittel. Ueberall endlich — nicht blos in der „Clavis Fichtiana" oder der „Selina", der „Aesthetischen Vorschule" oder der „Levana" — zeigt er sich zugleich als einen Denker, der ehrlich und energisch, umsichtig und tiefgründig das Recht seiner Originalität, die Geltung seiner höchsten Lebensgüter zu wahren wußte.

Als Lebensweg hat er den besten jener drei Glückswege eingeschlagen, die in einer bekannten Stelle des „Quintus Fixlein" beschrieben sind. Goethe konnte von seiner Selbstbiographie „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" sagen: „als ob die Wahrheit aus dem Leben dieses Mannes eine andere sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen." Gewiß, Jean Paul war ein Philister, sogar ein Bierphilister, und doch haben Männer und Frauen von edelster, freister Bildung und in höchster Lebensstellung für ihn geschwärmt, nicht bloß für seine Schriften, sondern für seine Person. Nicht sein Lebensgang hat ihn zum Humoristen gemacht, sondern er hat ihn als ein Humorist genützt. Darum werden wir im Folgenden auch nicht seine religiöse Stellung aus seinen Erlebnissen ableiten, etwa seinen Sinn für kindliche Frömmigkeit aus den Eindrücken des väterlichen Pfarrhauses, die kritische Unabhängigkeit vom Kirchen-

glauben aus Jugenderfahrungen, Umgang mit Heterodoxen, Zusammenstößen mit beschränkten Eiferern, Lektüre von Voltaire, Lessing u. s. w., den positiven Inhalt seiner Religion aus Rousseau, Herder, Jacobi: auch hier blieb er Herr des äußeren Zustroms — so wie er die abenteuerliche Buntheit seines Zettelkastenmaterials in seine Manier zu zwingen wußte; auch hier hat ihn der humoristische Genius geleitet, der jede Form als Schranke empfindet und doch in die bizarrste und kümmerlichste Lebensgestalt einen Ewigkeitsgehalt hineinfühlt.

2

Mein Ernst ist das überirdische, bedeckte Reich, das sogar der hiesigen Nichtigkeit noch sich unterbauet. Das Reich der Gottheit und Unsterblichkeit und der Kraft. Ohne das giebts in der Lebensöde nur Seufzen und Tod. Mein ganzes Leben zog darauf zu, sogar im frühern Skeptizismus; und noch hält es mich, da mir das Leben täglich mehr verschimmelt, weil es mir gegeben, was es hatte: Alles.

So schrieb Jean Paul an Jacobi 1802. Auch sonst nennt er die als „rationalistisch" berüchtigte Dreiheit: Gott, Unsterblichkeit, Tugend „die drei Säulen, worauf das Universum ruht." Für diese Weltanschauung aber — wie für das Ganze des Lebens oder Seins überhaupt — giebt es nur Anschauungen; über Teile Beweise, die sich auf jene gründen. „Religion" hat einen engern Sinn und bedeutet den Glauben an Gott, freilich im Sinne von Schleiermachers Reden:

Wer alles Leben für heilig und wundersam hält, es wohne bis ins Tier und in die Bäume hinab; wer, wie Spinoza, durch sein edles Gemüt weniger auf der Stufe und Höhe, als auf Flügeln schwebt und bleibt, von wo aus das All rings umher — das stehende und das geschichtlich bewegliche — sich in ein ungeheures Licht und Wesen verwandelt und ihn umfließt, so daß er sich selber in das große Licht aufgelöset fühlt und nun Nichts sein will, als ein Strahl im unermeßlichen Glanze: der hat und giebt folglich Religion, da das Höchste stets den Höchsten, wenn auch formlos, spiegelt und zeigt hinter dem Auge.

Mag er dann immerhin „nur ans Unendliche, nicht an den Unendlichen, nur an Ewigkeit, nicht an den Ewigen glauben." So die Levana. Anderwärts heißt es freilich: „Ohne göttliche Persönlichkeit käme gar keine endliche zu Stande, oder diese wäre dann selber jene"; „unser Ich erscheint nur an ihm"; „ich kenne nur Ein Ich, das ist Gott", und zweifellos hat Jean Paul selbst an einen „persönlichen" Gott geglaubt. Die Schwierigkeiten dieses Begriffs verkennt er nicht, aber „die beste Art, Gott zu denken, ist nicht, den Schleier auf seinem Thron wegzuziehen, sondern die unzähligen Stufen darauf fortzusteigen." „Das ganze Herz fasset ihn, aber kein Gedanke, und er denkt nur uns, wenn wir ihn denken."

Eine zusammenhängende Theorie darüber, wie die Wahrheit dieses Glaubens zu begründen sei, dürfen wir bei Jean Paul natürlich nicht suchen. Schon die Allgemeinheit der Religion bei den Völkern, sowie die Erziehbarkeit des Kindes*) dazu beweist ihm, daß das Ideal früher ist als die Wirklichkeit, und dieser angeborene „Sinn", die Sehnsucht nach Gott, läßt sich durch Beweise weder ersetzen noch austilgen. „Der Kern der Religion ist von allen Bestreitungen der Landesreligionen unabhängig und lebt bloß von der Sitte und vom Herzen", kann darum von Philosophie nicht erzeugt und erklärt, folglich auch nicht vernichtet werden, giebt umgekehrt erst dem Denken Richtung und Stoff. Die Philosophie setzt überhaupt immer nur eine Unbegreiflichkeit an die Stelle der andern, aber eine weit größere; die Religion überdeckt ihre Unglaublichkeiten wenigstens mit der moralischen Forderung eines Glaubens an Geheimnisse. (Jean Paul verteidigt warm den Sinn fürs Geheimnisvolle und Wunderbare, sogar noch in der Form von sogenanntem Aberglauben und Geisterfurcht.) Darum können auch religiöse Ueberzeugungen „nicht wie Mauergemälde in Italien abgelöst und von einem Kopf in den andern gebracht werden" und hängen von der ganzen Gemütsrichtung ab: „Die Menschen glauben freilich leichter wider die Gottheit, als für sie", aber „die Gespenster unsres Herzen werden verschwinden, wenn wir von seinen Gebrechen genesen", und „Verzweiflung ist der einzige ächte Atheismus."

Damit will freilich Jean Paul das Denken in Religionssachen sich nicht nehmen lassen, und auch zur Sicherung der religiösen Ueberzeugung trägt es bei:

Im Verhältnis, daß wir [denkend] das Zufällige zurückwerfen, steigt Alles von Stufe zu Stufe schöner und lichter auf, so daß das Allgemeinste unvermutet das Höchste wird — dies ist ein stiller Beweis oder eine stille Folge einer heimlich angeborenen Theodicee.

Höchst anstößig klingt einem modern geschulten Theologen, daß wir Gott zuerst im Herzen, dann in der naturhistorischen Offenbarung finden, und daß die historische Offenbarung dieses Verständnis schon voraussetze. Zwar spottet auch Jean Paul über die Bemühungen der sogenannten „natürlichen Theologie": „Der Herr Bruder können in Ihrer natürlichen Theologie getrost darauf fußen, daß der Korkstöpsel 1376 Zellen hat", und über den Rektor Fälbel, der auf der Schulreise bei einem höchst störenden Regen seine Primaner die Betrachtungen des Pastor Sturm aufschlagen läßt:

In dem eigentlichsten Verstand verdient der Regen ein Geschenk des Himmels genannt zu werden. Wer ist im Stande, alle Vorteile des Regens zu beschreiben? Lasset uns, meine Brüder, nur einige derselben betrachten.

Aber das Füreinandersein der Naturwesen im Ganzen schließt doch den Atheismus aus, und „die Topographie des Himmels sollte ein Stück unserer Religion sein." Hingegen gerade in der Geschichte werden uns die Endabsichten am leichtesten dunkel. Das beweist allerdings nichts gegen ihr Dasein, ist ja „gerade das Unerforschliche und Dunkle, ja Finstere der Vorsehung das Göttliche; wo wir die Gottheit bewundern, da ist das Göttliche schon Mensch geworden", und „wenn die Völker mit all ihrer Weltgeschichte den Epileptischen gleichen, die, so oft sie auch ihren Zufall schon erlitten haben, doch niemals vorher sehen, wann er sie wieder niederwirft", so „gleichen sie ebenso oft Gelähmten, die unter einem Gewitter so lange zitterten, bis es sie traf — und dann hatte der Blitz sie hergestellt." Aber Jean Paul hatte ein starkes Gefühl für die Widersinnigkeiten und Greuel des Geschichtslaufs und läßt daher auch seine Frommen sich am Umgang mit der Natur, nicht an der Betrachtung der Welt- oder Kirchengeschichte erbauen.

Jedenfalls wenn wir eine Vorsehung über der Geschichte und einzelnen welthistorischen Personen annehmen, dürfen wir sie nicht vom Leben des gewöhnlichen Einzelmenschen oder Einzelwesens ausschließen:

Es giebt eine Vorsehung für jedes Einzelwesen; — so geht mit dem Wanderer im dunkeln Wald die Sonne oben von Gipfel zu Gipfel und eilt seinen kleinen Schritten nach; aber sie begleitet auch jeden andern Wanderer und doch nur darum, weil sie wirklich den ganzen Boden und Weg aller Wanderer um sich führt.

In jener merkwürdigsten Periode deutschen Geisteslebens lösten sich auch die religiösen Strömungen rasch ab. Jean Paul hat für jede den kritischen Blick und das treffende Wort. So über die Schwächen der Aufklärungszeit den Spott seines Giannozzo:

Es waren aufgeklärte Achtzehnjahrhunderter — sie standen ganz für Friedrich II., für die gemäßigte Freiheit und gute Erholungs-Lektüre und einen gemäßigten Deismus und eine gemäßigte Philosophie — sie erklärten sich sehr gegen Geistererscheinungen, Schwärmerei und Extreme — sie hatten die große Sphinx, die uns das Rätsel des Lebens aufgiebt, totgemacht und führten den ausgestopften Balg bei sich, und mußten es für ein Wunder halten, daß ein Anderer eines annimmt. . . . O wie mir dieses blankgescheuerte Blei der polierten Alltäglichkeit, dieses destillierte Wasser, dieser geschönte Landwein ein Greuel ist!

Und dem Revolutionszeitalter

hält der Geist der Ewigkeit die Schamlosigkeit vor, womit wir die leidenschaftliche Brunst des Zorn-, des Liebe- und des Gierfeuers, deren sich alle Religionen und die alten Völker und die großen Menschen enthielten oder schämten, als ein Ehrenfeuerwerk in unserem Dunkel spielen lassen, — daß wir, nur in Haß und Hunger noch lebendig, wie andere zerfallende Leichen eben nur die Zähne unverweslich behalten, die Werkzeuge der Rache und des Genusses. Leiden-

*) Ueber Erziehung zur Religion muß man die vielen trefflichen Bemerkungen der „Levana" selbst nachlesen; auch die Kindheitsgeschichten in den Romanen gehören hieher. Noch im Hesperus giebt Jean Paul eine übersentimentale Schilderung, wie der erwachsene Julius zum ersten Mal von seinem Lehrer Dahoce „den höchsten Gedanken der Menschheit" denken lernt; dieses Prinzip Rousseaus ist aber von Jean Paul sonst theoretisch und praktisch aufgegeben. Uebrigens ist das Weib „die Notre-Dame der Religion", zur Erweckerin und Hüterin derselben besonders veranlagt und berufen.

schaftlichkeit gehört eben recht zum Siechtum der Zeit; nirgend wohnt so viel Aufbrausung, Nachlaß, Weichheit gegen sich und unerbittliche Selbstsucht gegen Andere, als auf dem Krankenbette. Auf diesem aber liegt dieses Jahrhundert.

Damals aber hoffte er doch: „Eine Religion nach der andern lischt aus, aber der religiöse Sinn, der sie alle erschuf, kann der Menschheit nie getötet werden“; „so lange das Wort Gott in einer Sprache noch dauert und tönt, so richtet es das Menschenauge nach oben auf.“ Und noch bestimmter (in einem Brief 1808):

Der gesunkenen Religion hilft schwerlich irgend ein Wille auf, — obwohl doch jeder Einzelne für sie zu arbeiten und zu säen nicht laß werden darf — aber da auf der andern Seite die Menschheit ohne das Atmen dieses Aethers nicht bestehen kann, so dürfen wir durchaus auf große Eingriffe des Schicksals, wie die Reformation z. B. war, rechnen und hoffen.

Als diese Erwartung sich erfüllte, schlug die religiöse Wiedergeburt freilich zum Teil in „Ueberchristentum“ aus — worüber später zu reden ist.

3

Einen großen Teil seiner Denkarbeit hat Jean Paul darauf verwandt, den Unsterblichkeitsglauben theoretisch zu unterbauen, wozu er das Material aus allen Lebensgebieten, nicht bloß der Religion, entlehnte; eben deshalb haben wir hier nicht näher darauf einzugehen. Er setzt sogar (z. B. in der ergreifenden Vision „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei“) den Fall einer Fortdauer ohne einen Gott, welche Ewigkeit dann freilich gleichbedeutend wäre mit Unseligkeit. Auch nicht aus der Sittlichkeit als deren Lohn will er Unsterblichkeit ableiten; Tugend macht nicht der Glückseligkeit würdig, sondern nur würdiger und auch das nur, weil die Glückseligkeit ihren eigenen, ewigen Gehalt besitzt; „der Mensch verdient weder sein Glück, noch sein Unglück“, und wo man von Ausgleich redet, waltet der alte Irrtum, als müsse der Mensch durchaus für Freuden Schmerzen bezahlen.

Auch der Sittlichkeit selbst sucht er ihre Unabhängigkeit zu wahren; mit Scharfsinn und Glück bekämpft er alle Herleitungsversuche aus dem Egoismus, stellt sogar das Paradoxon auf: „Es giebt weder eigennützige Liebe noch Selbstliebe, sondern nur eigennützige Handlungen“; „alle Liebe liebt nur Liebe, sie ist ihr eigener Gegenstand.“ Ebenso aber sind Sittlichkeit und Religion zu scheiden, wofür neben andern historischen Thatsachen der Stoizismus spricht, „dieser herrliche Sohn — wie die Liebe die Tochter — der Sittlichkeit“, der aber nicht an und für sich Religion ist. Zwar „wird Religiosität auf dem höchsten Grad zur Sittlichkeit und diese zu jener“, aber dies gilt für den höchsten Grad einer jeden Kraft, und wenn die christliche Moral über der stoischen steht, diese der Tugend mehr negative Dienste thut („sie treibt keinen Frühling heraus, richtet aber mit ihrer Erkältung die Insekten hin, die ihn zernagen“): so rechnet doch Jean Paul die stoischen Schriften stets unter seine persönlichen Erbauungsbücher. Seine Selbstermahnungen im „Andachtsbuch“ haben ganz stoischen Klang, und wo er einen Kraftmenschen zeichnet, ists ein Held im stoischen oder auch cynischen Sinn: ein Held nicht der Weltbewegung, aber auch nicht der Weltentsagung, sondern der Selbstbehauptung. Wie solche sich verträgt mit der Abhängigkeit von Gott, deuten Aussprüche an wie: „Gott, der Reinfreie, will nur Freie erziehen; der Teufel, der Reinunfreie, will nur Seinesgleichen“; und noch schärfer trifft ans Ziel Vult in den Flegeljahren: „Worin soll denn das Ebenbild Gottes sonst bestehen, als daß man, so gut man kann, ein kleines Aseitätchen ist“ (aseitas = Selbstgenugsamkeit).

Immer hat sich Jean Paul mit Rousseau gegen die Lehre von der Verdorbenheit der Menschennatur erklärt. Dennoch fordert er eine „Bekehrung“ von jedem Menschen, „an dem die Tugend etwas Höheres ist, als ein zufälliger Wasserast und Holztrieb“, und muß eben solche Naturen, bei welchen es zum „Durchbruch“ kommt, als „hohe Menschen“ von den andern, sogar den „großen“, unterscheiden, die zu der Letztern Vorzügen „noch die Erhebung über die Erde fügen, das Gefühl der Geringfügigkeit alles irdischen Thuns und der Unförmlichkeit unseres Herzens zu unserm Ort.“ Er kennt dabei die Gefahr, sich fälschlich als ein solcher Edelmensch zu fühlen, und weiß allen Wurzelfäden der Heuchelei nachzugraben (vgl. z. B. die Bemerkung: „Der Mensch schiebt oft darum die Schuld lieber auf sich, als auf Andere, weil es ihm leichter ist, sich zu vergeben als Andern“); aber eben die Rechten haben eine Warnung davor nicht nötig:

Die Liebe und die Tugend haben ein nacktes Gewissen und entschuldigen ihre himmlischen Freuden länger und mehr, als Andere ihre höllischen .... Ein einziger Sonnenstrich zeigt bei ihnen, wie viele Stäubchen in der Luft schweben.*)

Es ist Jean Paul von vornherein zuzutrauen, daß er bei diesen Grundsätzen die Religion nicht zu einer Dienerin des Staats erniedrigt sehn will. In seiner frühern Zeit wirkt die Aufklärung noch so viel nach, daß er zwar die „mörderische Menschenfreundlichkeit“ der kurpfuschenden Landpfarrer anklagt, aber doch medizinische Belehrungen auf der Kanzel empfiehlt; und es finden sich noch Aeußerungen wie: „die Kirchen sind die einzigen Schulen des Volks, das seinen cours de morale nicht beim Staat hören kann.“ Aber damals schon sind ihm die Nützlichkeitsfanatiker verhaßt, die dem Volk kein festliches, harmloses Behagen gönnen wollen; und so spottet er noch im „Komet“ über einen Kameralistencharakter, „der in der Weihnachtszeit an einem Tannenbaum mit größerem Vergnügen einen Gehenkten antraf als Marzipan und Nüsse, weil im ersten Fall doch der Baum noch lebe“; und der mit Wehmut einst einziehen wird „in das himmlische Jerusalem, wo in keiner einzigen Gasse ein Arbeitshaus steht, und wo so viele tausend Vollendete bei so vielen Kenntnissen und so starken, unsterblichen Leibern und unverwüstlichen Gliedmaßen die schöne Ewigkeit mit Faullenzen zubringen!“ Aber „die Religion ist keine Kirchenparade des Staats, sondern sie ist das Herz selber, und soll also, angehörig der Unsterblichkeit, höchstens gegen das Irdische sprechen, nicht für dasselbe“; „der Staat braucht Ströme und Breite, die Religion Quellen und Höhe“; „Wahrheit, Sittlichkeit und Kunst dürfen dem Staat nicht geopfert werden, sonst ersteht der alte Gott im Menschen und fragt, wer ihn herabziehen wolle; ihn, der von keinem Engel und keinem Nebengott Befehle annimmt, weil er sagt und weiß: wodurch ich bin, dadurch seid ihr und der Rest.“

Freilich ist es betrübsam, daß die Sorge um das Auskommen auch einen Jean Paul zu dem Schein verleiten konnte, als stelle er seine Feder in den Dienst politischer Interessen, wenn er an den König von Preußen schreibt (1801): „Mein Ziel, den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu erheben, und die in dieser egoistischen, revolutionären Zeit erkältete Menschenliebe zu erwärmen.“ Wohl ist ihm dies gelungen in einem Maße, wie vielleicht keinem andern deutschen Dichter; aber nicht dadurch, daß er in einem öffentlichen Interesse darauf ausging; seine Gestalten kamen ihm wie jedem echten Dichter durch seine Phantasie für seine Anschauung; und seine ethischen Ueberzeugungen waren nur ein Ferment in diesem Bildungsprozeß, der Stoff, aus dem sie ihr Mark und ihre Knochen gewannen. Darum sind sie ihm nicht Typen für eine Regel, sondern Wirklichkeiten, von denen er die Regel erst abstrahiert, an denen er dann aber freilich mit all seinen geistigen Interessen teilnimmt. Bei dieser dichterischen Eigentümlichkeit mußte er natürlich andrerseits aufwallen gegen das ästhetische Prinzip der ersten Romantiker: der Dichter solle mit dem Stoff nur spielen oder ihn in dem dagegen gleichgiltigen Ich sich abspiegeln lassen: „Die jetzigen Dichter singen uns Glauben und Unglauben mit gleichem Glauben vor. Bloß diese Religionsvereinigung mit der Unreligion, diese poetischen

*) Jean Paul stritt an Jacobis Seite gegen die Kantsche Moral (z. B. in der begeisterten Denkschrift auf Charlotte Corday), nicht wegen ihres Rigorismus, sondern wegen ihres Formalismus, der nicht bloß das Untersittliche verdammt, sondern auch sozusagen das Uebersittliche, das Ueberschwängliche, individuell Heroische. Nach ihm quillt jede positive Pflicht, Gerechtigkeit, Keuschheit, Ehrliebe aus einer besonderen Seelenkraft, und niemals langt der „kategorische Imperativ“ zu ihrer Begründung zu. Dies bei aller Bewunderung Kants, von dem er einmal sagt: „Kant ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes Sonnensystem auf einmal.“

Krönungsfeste der Nonnen und Huren — ist uns noch gar nötig, damit am Ende Alles im toten Meere der spielenden Unsittlichkeit schwimme.“ Darin ist er aber selbst Romantiker, daß er die Synthese der gespaltenen Lebensrichtungen vom Kunstgenie erwartet, wie in der Stelle der „Aesthetischen Vorschule“:

Beim Volk findet man innere und äußere Welt, Zeit und Ewigkeit als sittliche oder christliche Antithese; — bei den Philosophen als fortgesetzten Gegensatz, nur mit wechselnder Vernichtung der einen Welt durch die andre; — bei den besten Menschen als wechselseitiges Verfinstern. Aber wenn der Genius die Ansicht des Ganzen giebt und beherrscht, so wird Harmonie und Schönheit von beiden Welten widerstrahlen und sie zu einem Ganzen machen, da es vor dem Göttlichen nur Eins und keinen Widerspruch der Teile giebt.

Alfred Hoffmann

Luthers Bildnis von 1521

Es wird immer zu den wehmütigsten Enttäuschungen der Verehrer Luthers gehören, daß Albrecht Dürer das Antlitz dieses Mannes uns nicht übermittelt hat. Wie er zu ihm und zu seiner Botschaft stand, lehrt jener ergreifende Passus aus dem niederländischen Tagebuch, der bei der vermeintlichen Kunde von Luthers Tod niedergeschrieben wurde. Aber weder im Gemälde noch im Kupferstich oder Holzschnitt Dürers kommt Luther vor. Der Grund ist ein sehr einfacher: er hat ihn nie gesehen. Diese Thatsache, daß zwei Männer wie Dürer und Luther sich nie begegneten, ist um so enttäuschender, als wir mit fortschreitender Erkenntnis der inneren Welt Dürers seine Zugehörigkeit zu Wittenberg immer klarer erkennen. Zuckers neue Dürer-Biographie weist dies deutlich nach; und das eben erschienene, von wärmster Empfindung und schönem Verständnis für die hier gestreiften seelischen Fragen getragene Schriftchen von Wilhelm Suida: Die Genredarstellungen Albrecht Dürers (Straßburg, Heitz 1900) wird den Leser besonders nah an diese innere Gemeinschaft heranbringen.

So müssen wir denn wohl oder übel zurückkehren zu jenem Monopolisten des Lutherbildes, der als ihr einziger Verfertiger in Wittenberg hohes Ansehen genoß — zu Lukas Cranach. Was er gesündigt und nicht gethan, habe ich früher an dieser Stelle einmal beleuchtet (1899, Nr. 30). Doch war anerkannt worden, daß sich die Schleuderware der Lutherporträts in der frühen Zeit noch nicht findet. Wir bringen heute einen Kupferstich aus der besten Zeit, aus dem entscheidenden Jahr 1521, wo über Luther trotz Worms noch der erste Zauber des unenttäuschten Mutes lag, und wo Wittenberg für seinen Professor noch einfach durchs Feuer ging. Gerade die Nähe oder vielmehr das Resultat von Worms mag in Sachsen und wohl noch weiter hinaus das Verlangen nach Luthers Bild stark erregt haben.

Das Bild ist jedenfalls vorbereitet, ehe Luther nach Worms ging. Der damals bereits 37 jährige Professor von Wittenberg erscheint erheblich jünger. Der untere Teil der hohen Stirn tritt wulstig vor, das Auge blickt ruhig, klar und sicher. Der ein wenig geöffnete Mund ist merkwürdig gütig. Der Kopf ist ein wenig gehoben; er sitzt auf kurzem Hals. Die Ueberschrift lautet in der Uebersetzung:

Meister Lukas Werk ist dies sterbliche Antlitz von Luther,
Doch seine ewge Gestalt, die hat er selber geprägt.
MDXXI.

Gemälde mit Luthers Porträt sind in dieser frühen Zeit selten. Auf der Dresdener Ausstellung von 1898 war das früheste bezeichnete Lutherbild das heute in der Lutherhalle Wittenbergs hängende Porträt von 1525. Allerdings war dort auch das Bildnis Luthers als Junker Jörg aus der Leipziger Stadtbibliothek zu sehen, das aber erst auf Grund des berühmten Holzschnittes von 1522 (Lippmann, Cranach 54) entstanden, wenn auch möglicherweise von Cranach selbst gemalt ist. Der Holzschnitt führt uns dagegen bis 1520 zurück, wo Luther als Augustinermönch mit dem Buch vor sich in einer Nische dargestellt ist, darunter die vom ersten Lutherenthusiasmus durchglühte, der obigen ähnliche Inschrift:

Aetherna ipse suae mentis simulachra Lutherus
Exprimit, at vultus cera Lucae occiduos.

Im letzten, vierten Heft des Jahrbuchs der Preußischen Kunstsammlungen (1900) hat nun H. Michaelson wahrscheinlich gemacht, daß Luthers Bildnis von Cranach auch in anderer Form vertrieben worden ist. Wir wissen, welche Anstrengungen Friedrich der Weise und sein Bruder Johann machten, um Wittenberg zu heben. 1502 war die Universität gegründet. Die Schloßburg wurde mit Bildern geschmückt, für welche Künstler von allen Seiten herangezogen wurden. Die Schloßkirche erhielt vor allem neuen Schmuck; neunzehn große Altäre wurden hier aufgestellt, und der juristische Professor Scheurl in Wittenberg urteilt, daß er weder in Venedig noch Rom noch Neapel Aehnliches gesehen habe. Als Cranach dann 1505 zum Hofmaler berufen wurde, handelte es sich nicht nur um die Kunst seines Pinsels. Sein Atelier hatte Alles zu liefern, was man an Konterfeien, pultnissen (Bildnissen), untereyssen (Münzstempeleisen), patronen (Thonmodellen), Marmorsäulen, Bildern der Gottesmutter, Engeln u. s. w. benötigte. Wir haben uns Cranach als den Oberleiter dieses Ateliers vorzustellen, in dem Maler, Bildschnitzer, Vergolder, Steinmetzen, Münzschneider, kurz das ganze liebe Künstlervölkchen fleißig bei einander saß, um jene großen, halb plastischen, halb gemalten Altäre gemeinsam fertig zu stellen. Dem nie verlegenen Meister wurde zu allem Andern auch noch die Münze zugewiesen; und es ist jetzt als wahrscheinlich anerkannt, daß einige der Luthermedaillen „mit Cranach und seiner Werkstatt in direktem Zusammenhang stehen.“

Dadurch bekommt aber die hier abgebildete, nach dem Kupferstich gezeichnete Luthermedaille von 1521 einen neuen Wert. Bisher glaubte man, hier lediglich eine auf Grund des Stiches später geschnittene Münze vor sich zu haben, der man nur nachträglich auch das Jahr des Stiches beigefügt habe. Jetzt aber dürfen wir die Münze als bereits 1521 entstanden ansehen; ja wir werden uns fragen, ob nicht das scharfe Profil des Stiches, das gegen die Dreiviertelporträts der sonstigen Stiche und Schnitte absticht, eben daraus zu erklären sei, daß beiden Werken, dem Stich und der Münze, eine eigens für die Bedingungen der Medaille gefertigte Zeichnung zu Grunde liegt. Das war also die Münze, die der Kurfürst den Freunden verschenkte, die sich nach dem unerschrockenen Zeugen von Worms bei ihm erkundigten und wissen wollten, wie denn der Mann eigentlich aussah, der vor Kaiser und Fürsten sein „Hier steh ich, ich kann nicht anders“ furchtlos ausgesprochen hatte. Und in manchem bescheidenen Stüblein Wittenbergs mag damals jener Stich gehangen oder an den Wänden geklebt haben, zu dem man unwillkürlich den Blick erhob, wenn beim Nachtgebet des treuen Gottesmannes gedacht wurde, der so rätselhaft verschwunden war, von dem man aber wußte, daß er nicht tot sein könne. Vielleicht haben wir noch eine direkte Beziehung auf Worms in der Umschrift der Münze zu sehen. Sie lautet:

Heresibus si dignus erit Lutherus in ullis,
Et Christus dignus criminis huius erit — zu Deutsch etwa:

Treibt Luther Ketzerei, so ist
Ein Ketzer auch der Herre Christ.

Zum Schluß sei noch eines Kunstwerkes gedacht, das leider verloren oder jedenfalls bis jetzt nicht wiedergefunden worden ist. Eine Alabaster-Büste Luthers, die der Familie Luther gehört zu haben scheint. Im Jahre 1594 wurde sie von den Kindern des Paul Luther, Martin Luthers Sohn, dem Administrator von Brandenburg zum Verkauf angeboten. In dem Briefe heißt es:

Was auch die Antiquiteten, nehmlich die zwo wahrhafften Contrafacturen unseres lieben Großvatern, inmassen den Alabasterkopf anlangt, können für Euer Fürstliche Gnaden wir unterthänigst mit Wahrheit bezeigen, das unser lieber Vater seliger Ermeltes Alabaster Kunststück in der Erbteilung umb 300 Fl. willig . . . angenommen, dieweil ein fürnehmer und berühmter Künstler, welcher bei Lebzeit unsers lieben Großvatern seligen der Oerter gewesen, gantzer sieben Jahr daran mit großem Fleiß gearbeitet, ehe ehr solches Contrafey eigentlich treffen können.

Ob und wieweit Cranach an dieser Büste Anteil hatte,

läßt sich nicht ausmachen. Es ist aber wahrscheinlich, daß auch sie zu seinem Atelier Beziehungen hat, und man kann vermuten, daß er in irgend einer Weise, mit Rat oder mit eigenhändigen Skizzen, bei dieser Arbeit beteiligt gewesen ist.

Paul Schubring

Welt und Zeit

Erste Reihe

Mut

Still nur! Nicht den Mut verloren,
Ob auch Nebel uns umhüllen!
Wenn die Zeiten sich erfüllen,
Wird der Retter doch geboren.

Den Minderheiten

Wenn Mehrheit euch den Weg vertritt,
So wirkt durch Schrift und Rede:
Nicht jede Zeit ist reif zum Schnitt,
Doch reif zur Arbeit jede!

Alter und Jugend

Großmutter Klugheit sucht vergebens
Mit Zeit und Jugend Schritt zu halten.
Den Wonnedrang des jungen Lebens,
Ein Neues, Eignes zu gestalten,
Macht dennoch Niemand klar der Alten!

Verjüngung

Gewiß, der Herr Philister hält
Es immer mit den stillen Leuten —
Allein was würde aus der Welt,
Wenn Sturm und Drang sie nicht erneuten?

Novissimis

Noch im letzten Sommer waret
Andrer Ansicht ihr als heute,
Und vielleicht, bevor es jahret,
Seid ihr wieder andre Leute.

Also wechselt ihr, wie Kleider,
Wort und Ansicht, Satz und Lehren,
Und versteht es dennoch, leider,
Gläubge Kinder zu bekehren.

Kultur

Ueberschätzet nicht die Zeiten
Und die Höhe der Kultur —
Giebts doch allerorten nur
Kultivierte Minderheiten!

Glaubensstreitigkeiten

Bei gottgelahrten Zänkereien
Sind oft am störrigsten die Laien;
Die Zünftigen hülfen sich schon fort,
Aber die Laien haften am Wort!

Quibusdam

Halbgläubig nennt ihr Andre gern,
Doch dieses Wort verrät,
Daß ihr des Glaubens Kern und Stern
Nur meßt nach Quantität.

Inkonsequent

Den Namen dessen, den Herz und Mund
Betend nicht mehr bekennen,
Solltet ihr auch in Briefen und
Beim Glückwunsch nicht mehr nennen.

Doppelwesen

Wenn Jemand dir die neue Zeit
Zu eifrig preist, so heiß ihn schweigen,
Weil ihr bei aller Herrlichkeit
Ein seltsam Doppelwesen eigen!

Bald badet sie im Sonnenlicht
Erhabner Weisheit Haupt und Glieder —
Und bald verhüllt sie ihr Gesicht
In Kutte und Kapuze wieder!

Deutsches Schicksal

Es liegt ein wunderlich Geschick
Auf unsrem deutschen Volke:
Nach jedem kurzen Sonnenblick
Droht eine Regenwolke.

Und siehts nach außen hell mal aus,
Und sitzt der Laubfrosch oben,
So wird gewiß im eignen Haus
Gar bald ein Wetter toben.

Gute Lehre

Sind Kinder dir verliehen,
So laß den Rat dir geben:
Die kleinen sollst du erziehen,
Mit den großen sollst du leben!

Gutes Recht

Was das Heute hat geboren,
Glänzts und gleißts auch noch so fein,
Geht schon morgen meist verloren,
Und so mags auch gut wohl sein,
Denn das liebe Uebermorgen
Wird schon für sich selber sorgen!

Paracelsus

Es wird ein Wort des Theophrast
Auf Enkel sich vererben:
„Wenn man das Leben kaum erfaßt,
So gehts ans Sterben!"

N

Darf ein Christ Zins nehmen?

1. Das Interesse an der Frage

Die Frage: Darf ein Christ Zins nehmen? wird schwerlich einem Leser oder einer Leserin das Gewissen ernstlich beunruhigt haben. Wenn aber doch, dann sicherlich nicht in Folge unsrer gemeinkirchlichen Unterweisung. Nun braucht Niemand zu befürchten, daß ihm durch diese Erörterung eine neue Last auferlegt werden solle. Aber der Klarheit soll sie dienen und dem Ernst. Es ist doch merkwürdig genug, daß uns ein Gewissensbedenken nicht kommt, wo die Kirche Jahrhunderte lang ein striktes Gebot aufrechterhalten hat und die Bibel mit ebenso deutlicher Rede dahintersteht. Und hier bedeutet die Reformation nicht etwa einen Bruch mit dem bis dahin Giltigen; im Gegenteil, wie wir alsbald sehen werden, hat gerade Luther das Zinsverbot in leidenschaftlichem Ernst aufrecht erhalten.

So ist also das Interesse unsers Themas dies, daß es erstens wie durch einen kleinen Spalt einen hellen Blick thun läßt in die Wandlungen, die Recht, Sitte und Moral auf biblisch-christlichem Boden durchgemacht haben; und daß es zweitens zur rechten innern Stellung in ähnlichen Gewissensfragen eine nicht zu verachtende Hilfe leistet.

2. Luther

Dreimal hat Luther öffentlich zur Sache das Wort genommen. Im Winter 1519 auf 1520 ließ er seinen „Sermon vom Wucher" ausgehen. 1524 folgte die Schrift „Von Kaufhandlung und Wucher." Und sechs Jahre vor seinem Tode legte er seine Meinung noch einmal testamentarisch nieder in der Schrift „An die Pfarrherrn, wider den Wucher zu predigen." Da ist von 1519 bis 1540 kein Wanken und kein Schwanken. Drum ordnen wir seine Aussprüche, die wir hier wiedergeben, nur nach der Sache, nicht nach der Zeit. Die mittelste Schrift lassen wir dabei möglichst bei Seite; sie ist unsern Lesern leicht zugänglich in der früher Braunschweiger, jetzt Berliner Ausgabe von „Luthers Werken für das christliche Haus", Band 7, wo obendrein eine vortreffliche, die ganze Frage interessant beleuchtende Einleitung von Eck das Verständnis erleichtert.

Christlicher Handel und Wohlbrauch zeitlicher Güter kann nach Luthers Meinung nur in dreierlei Weise bestehen: 1. geben umsonst, 2. leihen ohne Zins, 3. mit Fried fahren lassen, was mit Gewalt genommen wird. Die Erinnerung an

die Bergpredigt drängt sich Jedem dabei sofort auf. Zu solchem „Handel“, das weiß Luther, gehört „ein rechter Christ, das seltsame [seltene] Tier auf Erden“; „Welt und Natur“ kann das nicht. Wer so thun soll, muß wahrlich an den Himmel halten und immerdar auf Gottes Hände und nicht auf seinen Vorrat sehen, daß er wisse, Gott wolle und werde ihn ernähren, ob schon alle Winkel ledig wären. Luther weiß natürlich recht gut, daß mit jenen drei Prinzipien überhaupt kein Geschäft zu machen ist. Aber, um bei unserm Sonderthema zu bleiben, das Leihen fällt eben für den Christen garnicht unter den Begriff eines Geschäftes. „Leihen soll und kann kein Handel, Gewerbe oder Gewinnst sein.“ Leihen ist nichts weiter als eine That der Barmherzigkeit, die der Christ, wo er die Gelegenheit dazu hat, aus reiner selbstloser Nächstenliebe in frommem Gottvertrauen thun soll. Handelt er anders, so ist er ein Verbrecher an Gott und an der Menschheit. Die Pfarrer sollen von der Kanzel ihre Gemeinden, die Lehrer in der Schule ihre Kinder lehren, die Wucherer, d. h. die Zinsnehmer, anzusehen „als leibhaftige Teufel“. Türken, Tartaren und Heiden sind eitel Engel gegen einen Wucherer. Ein Wucherer ist viel schlimmer als der bloße Geizhals. Der Geizhals, der das Seine festhält, hat das voraus, daß er doch damit „Niemand Nichts nimmt, Niemand erwürget, Niemand verderbet, mit der That oder Zugriff“, er thut nur privative Schaden „mit dem, daß er nicht hilft, da er helfen soll“:

Aber ein Wucherer ist ein Mörder positive; denn nicht allein hilft er dem Hungrigen nicht, sondern reißt ihm auch den Bissen Brots vom Maule, den ihm Gott und fromme Leute gegeben haben zu seines Leibes Notdurft, fragt nicht darnach, daß alle Welt Hungers stürbe, daß er nur seinen Wucher [Zins] habe ....

Ein Wucherer ist nicht ein rechter Mensch, sündigt nicht menschlich. Er muß ein Bärwolf [so Luther für Werwolf] sein, über alle Tyrannen, Mörder und Räuber, schier so böse als der Teufel selbst. Nicht als Feind, sondern als Freund und Mitbürger sitzt er mitten in gemeinem Schutz und Frieden, raubet und mordet dennoch gräulicher denn kein Feind noch Mordbrenner. Und so man die Straßenräuber, Mörder oder Befehder rädert und köpfet, wie viel mehr sollte man alle Wucherer rädern und ädern ...

Luthern schwillt der Zorn natürlich, wenn er an die unverschämten Zinsnehmer denkt, die groben „Stuhlräuber“:

Ich lasse mir sagen, daß man itzt jährlich auf einem jeglichen Leipzigschen Markt 30 aufs Hundert nimmt; Etliche setzen hinzu auch den Naumburgischen Markt, daß es 40 aufs Hundert werden; obs mehr sei, das weiß ich nicht ... Wer nun itzt zu Leipzig 100 Gulden hat, der nimmt jährlich 40: das heißt einen Bauern oder Bürger in einem Jahr gefressen. Hat er 1000 Gulden, so nimmt er jährlich 400: das heißt einen Ritter oder reichen Edelmann in einem Jahr gefressen. Hat er 10000, so nimmt er jährlich 4000: das heißt einen reichen Grafen in einem Jahr gefressen. Hat er 100000, wie es sein muß bei den großen Händlern, so nimmt er jährlich 40000: das heißt einen großen reichen Fürsten in einem Jahr gefressen. Hat er zehn 100000, so nimmt er jährlich 400000: das heißt einen großen König in einem Jahr gefressen — und leidet darüber keine Gefahr, weder am Leib, noch an Ware, arbeitet Nichts, sitzt hinter dem Ofen und brät Aepfel. Also möcht [d. i. könnte] ein Stuhlräuber sitzen zu Hause und eine ganze Welt in zehn Jahren fressen.

Aber wenn so Luther natürlich als Mensch und Politiker an solchem Zinsnehmen, wie wir es heute als „Wucher“ kennzeichnen, besondern Anstoß nimmt und den Obrigkeiten empfiehlt da fest dreinzugreifen, Siegel, Briefe und vermeintliche Rechte ohne Bedenken zu zerreißen, denn hier gilt der Grundsatz In malis promissis: Böse Versprechungen darf man nicht halten — ihm als Christen ist jeder, auch der bescheidenste Zinsnehmer ein Wucherer und jeder, auch der geringste Zins Wucher! Dem sollten die Pfarrer mit allen Kräften wehren, indem sie 1. den „Wucher“ auf der Kanzel getrost schelten und verdammen, 2. den unbußfertigen „Wucherern“ Sakrament und Absolution weigern, und 3. wenn sie unbußfertig gestorben sind, ihnen auch das Begräbnis versagen.

Denn zu dem, was Luther aus der Bergpredigt entnimmt, kommt für ihn auch noch der widernatürliche Gebrauch, den jeder Zinsnehmer von dem Gelde macht. Es geht nicht mit rechten Dingen zu, ist ein satanisches Fündlein, daß ein solcher gewinnt und sein Gut mehrt, ohne gleichzeitig die Gefahr des Verlustes auf sich nehmen zu müssen.

Geld ist seiner Natur nach „ein ungewiß, wankelbar Ding, darauf man kein Gewisses kann handeln.“ Und das ist die rechte Art „nicht allein der Kaufgüter, sondern aller zeitlichen Güter“: Gott will sie „unter der Gefahr und Unsicherheit haben.“ Aber: „Geld auf Zinsen hat einen Grund, der ohne Unterlaß wächst und trägt aus der Erde, ohn Sorg des Verlusts an der Hauptsumme.“ „Da ist der Käufer seiner Zinsen gewiß, und nicht in der Gefahr, welches wider die Natur eines jeglichen Kaufes ist.“

Ach, wird mancher erfahrne Leser und vielleicht auch manche erfahrne Leserin denken, wie wenig verstand doch dieser Luther von Zins und Zinsnehmen! Als ob Zinsnehmen eine sichere Sache wäre! Wie viel schlechte Papiere giebt es doch, die einen manchmal kläglich im Stich lassen. Und dazu Krache, Bankerotte u. dgl., die bringen einen auch noch ums Kapital!

Nun, es kann wohl sein, daß Luther von den Nöten unsrer heutigen Kapitalisten keine Ahnung hatte. Aber an den „blinden Zinskauf, der nicht auf bare, benannte Stücke und Stücke eines Grundes, sondern ins gemein hin, auf viele Güter in einen Haufen gezogen, gemacht ist,“ denkt er bei jenen Ausführungen nicht. Der ist ihm schlechthin unrecht. Ueber den kann er nur zürnen, da ist Nichts zu disputieren. Jener Anstoß an der Sicherheit der Kapitalanlage, den Luther nimmt, hat seinen Ort in einer ganz bestimmten Art von Kapitalsunterbringung und Zinsentnahme, die damals ihre besondre Rolle spielte. Während nämlich noch zu Luthers Zeit das kanonische Zinsverbot, von dem wir später Näheres hören werden, sonst zu Recht bestand, war eine Lücke in das Verbot gebrochen durch die Theorie und Praxis des sogenannten Zinskaufs. Eine Art Hypothek war das, nur mit dem Unterschied, daß man das auf ein bestimmtes Grundstück geliehene Kapital niemals zurückbekommen konnte, dafür aber von dem Schuldner eine ewige Rente bezog. Also Zinskauf oder Rentenkauf war gestattet. Dabei lag für die Theoretiker, für die Theologen und Kanonisten der Hauptton auf der zweiten Silbe: Kauf. Denn Kaufen war nach kanonischem Recht gestattet, Zinsnehmen nicht. Beim Zinskauf aber „kaufte“ nun eben der Kapitalist dem Entleiher die Zinsen des Ackers ab: das war dann ein Kauf und kein Zinsnehmen. Mit Luthers eignen Worten war also das Verfahren dies:

Wenn ich 100 Gulden habe, damit ich im Handel, durch meine Müh und Sorge, ein Jahr 5, 6 oder mehr Gulden erwerben möchte [d. i. könnte], die thu ich von mir zu einem Andren auf ein fruchtbar Gut, daß nicht ich, sondern er damit handeln mag auf demselben: darum nehme ich von ihm 5 Gulden, die ich hätte erwerben mögen [können], und er verkauft mir die Zinsen, 5 Gulden vom Hundert, und ich bin Käufer und er Verkäufer.

Diese von der Kirche damals bereits zugestandene Weise des Zinsnehmens faßt Luther vornehmlich ins Auge und verfolgt sie mit seinem motivierten Widerspruch. Ist sie gleich nicht so schlimm wie der „blinde Zinskauf“, der nach bestimmtem Acker und Grundstück nicht mehr fragt, so ist doch die Sünde für das christliche Gewissen in ihrer ganzen Größe da:

1. der Mangel an Gottvertrauen, der die Gefahr flieht die mit irdischem Gut an sich verbunden ist,
2. der Verstoß gegen die Nächstenliebe, da man die Gefahr dem Nächsten zuschiebt, um selber sicher zu gehen, und
3. die Faulheit, die Mühe und Segen der Arbeit flieht und nur das Leben genießen will.

Mindestens sollte der Kapitalist mit seinem Schuldner die Gefahr teilen:

Also wo ihm [dem Schuldner] nach gethanem Fleiß seine Arbeit nit gelinget, soll er und mag sagen zu seinem Zinsherrn frei: „Dies Jahr bin ich dir Nichts schuldig, denn ich hab dir mein Arbeit und Mühe, Zins zu bringen, auf dem und dem Gute verkauft, das ist mir nit geraten; der Schad ist dein und nit mein. Denn willst du ein Interesse mit haben zu gewinnen, mußt du auch ein Interesse mit haben zu verlieren, wie das fordert die Art eines jeglichen Kaufs.“

Nicht Leihen auf Zins, sondern Gewinn- und Verlustbeteiligung! Dafür wäre dann auch ein biblisches Vorbild aufzuweisen: im Zehnten.

Wo der Zehnte ein Jahr wohl geriete, trüge er viel dem Zinsherrn; geriete er übel, so trüge er wenig, und müßte also der Zinsherr Gefahr und Glück ebenso wohl tragen als der Zinsmann, und

müßten beide Gott in die Hände sehn. . . . Hier bleibt noch immer das göttlich billig Recht, daß der Zinsherr in der Gefahr steht. . . .

Nun aber der Zinskauf auf bestimmten gewissen Summen steht, alle Jahr gleich zu reichen [zu entrichten], es gerate oder gerate nit, so muß wohl Land und Leute verderben. Denn er [der Zinsherr, der Kapitalist] nimmt und kauft ungleiche Jahr für gleiche Jahr und arme Jahr für reiche Jahr, ja er kauft Gottes Segen, noch nit gegeben, für einen gegebnen — das kann und mag nimmermehr recht sein. Denn damit saugt Einer dem Andern Schweiß und Blut aus . . .

R

Verschiedenes

Let there be Light [Es werde Licht!] by David Lubin. New York-London, G. P. Putman and Sons. Preis 6 s 6 d.

Ein höchst eigentümliches Buch, das die „Hilfe“ schon diesen Sommer empfahl, dessen Bekanntschaft ich den Lesern der Christlichen Welt längst hätte vermitteln sollen. Ich hoffte dies zu thun, indem ich ein oder das andere seiner Kapitel als Probe übersetzte, denn anders ist es schwer, einen Begriff von dem zu geben, was der Verfasser will, und von der Art, wie er seinen Zweck zu erreichen sucht. Sie ist uns Deutschen ganz ungewohnt, aber sie ist praktisch und geschickt, das läßt sich nicht leugnen. Leider konnte ich meine Absicht nicht ausführen den Verfasser selbst über das ihm vorschwebende Ziel. Hören wir. In einem Brief an den Herausgeber der Frankfurter Zeitung präzisiert er dieses selbst, indem er sagt, das Zentralthema sei die Behauptung, daß die wertvollsten Faktoren unsrer sozialen Entwicklung die seien, die nach Verbesserung (amelioration) strebten. Die Anschauung der Sozialisten, daß diese Verbesserung durch Kollektivismus und Vernichtung des allgemeinen Wettbewerbs zu erreichen sei, bekämpfe er, behaupte dagegen, daß es nur eine Art gebe, sie durchzusetzen, nämlich „indem man die große statische (static) Kraft der verschiedenen religiösen Systeme in eine dynamische (dynamic) Kraft verwandelt, die auf Verbesserung zielt.“

„Die Zeit ist gekommen, wo das ‚Laisser faire‘ der religiösen Systeme in einer Welt des Laisser faire nicht länger haltbar ist. Alle Anstrengungen der religiösen Systeme scheinen darauf gerichtet, den Status quo zu erhalten. Wenn sie nun von diesem Status abgelenkt und dazu vermocht werden könnten, nach der Richtung der Verbesserungen zu steuern, so wären dadurch sicherer und rascher fortschrittliche Resultate zu erreichen, als durch irgendwelche andere Anstrengungen. Daß dies möglich ist, liegt auf der Hand, denn diejenigen, die am Meisten unter der Ungleichheit leiden, sind die Massen, und diese sind, wie Sie wissen, auch die Hauptstützen der religiösen Systeme.“

Wie das nun nach Lubins Ansicht erreichbar sei, setzt er uns in seinem Buche auseinander, das den Untertitel führt: „Geschichte eines Arbeitervereins, seines Suchens nach den Gründen der Armut und sozialen Ungleichheit, seiner Diskussionen und Vorschläge zur Besserung der bestehenden Uebel.“ Die sechs Vereinsmitglieder sind: ein Amerikaner, ein Deutscher, ein Russe, ein Ire, ein Italiener und ein Neger; der Religion nach Katholik, Jude, Presbyterianer, Baptist, Unitarier und Freidenker. Als Zuhörer und spätere Mitglieder kommen noch ein junger, wohlhabender Kaufmann, dessen Interesse zufällig gewonnen ward, und seine Frau dazu, sowie endlich ein alter, reicher, hartherziger Onkel des Genannten, der sich selbst einst vom Arbeiter zum reichen Mann emporarbeitete, und seine gutherzige Frau. Daß in den Diskussionen die verschiedensten Anschauungen zu Worte kommen, ergiebt sich aus dieser Zusammenstellung. Es wird noch klarer, wenn ich aufs Geratewohl einige der behandelten Gegenstände nenne: Kapital und Arbeit — Muß man unthätig zuschauen? — Menschlichkeit und Geschäft — Die große, unüberschreitbare Trennungslinie — Vom geschäftlichen Standpunkte — Mildthätigkeit der Reichen und der Armen — Das zentrale Thema — Das Gesetz von Ursache und Wirkung — Der Gottesbeweis — Was Gott ist — Glaube und Vernunft — Schönheit, Gleichheit und Gerechtigkeit — Das Prinzip absoluter Heiligkeit — Von Götzendienst freier Glaube — Reste des Polytheismus — Der neue Glaube — Kritik der Weg.

Die Aufzählung dieser Kapitelaufschriften zeigt, wie die soziale Frage allmählich vor der religiösen zurücktritt. Nach der Meinung des Verfassers ist, wie wir schon vorhin hörten, nur durch Lösung dieser auch jene zu lösen. Auch wer ihm keineswegs in Allem folgen kann und die Schlüsse, zu denen er gelangt, nicht durchweg billigt, wird das Buch nicht ohne Gewinn lesen; insbesondere wäre eine Uebersetzung nicht nur von Arbeitervereinen, sondern von Allen, die in sozialer Arbeit stehen, freudig zu begrüßen! Wir besitzen wohl nicht viele so anregende soziale Schriften. Daß der Widerspruch vielfach herausgefordert wird, was thut es? Helene von Dungern

Die Welt als That. Von Professor Dr. J. Reinke. Berlin, Gebrüder Paetel 1899. 483 S. Geh. 10 Mk. — Die Stellung der Naturwissenschaften zur Religion. Referat von Professor Dr. J. Reinke in Kiel. Erschienen 1. in den „Verhandlungen des zwanzigsten deutschen Protestantentages.“ 2. im Sonderdruck: „Die religionsfeindlichen Strömungen der Gegenwart.“ Berlin, Schwetschke und Sohn 1899. 55 S. Geh. 1 Mk.

Diese Anzeige verdankt ihre Entstehung der Debatte über Haeckel. Reinke geht als Naturwissenschaftler wie Haeckel von einer Betrachtung der Lebensvorgänge in Pflanzen und Tieren aus. Er weist neben den Energien lenkende Kräfte, „Dominanten,“ nach, die nicht selbst Energien sind. Wie wir in den Maschinen neben materiellen Kräften auch intelligente Kräfte in Thätigkeit finden, so auch in den Organismen. Mit der Zulassung von „Dominanten“ für die Unterhaltung der Lebensvorgänge in Pflanze und Tier ist die Forderung einer schöpferischen, kosmischen Intelligenz gegeben. Das Buch der Natur ist zur Offenbarung Gottes geworden.

Es sind alte Gedanken mit neuen durchsetzt. Das Wichtige ist, daß Reinke von derselben Betrachtung der Natur ausgeht wie Haeckel und zu entgegengesetztem Resultate kommt. Freilich den Theismus beweisen kann und will auch Reinke nicht. Der Kernpunkt ist die Grenze des Erkennens. Sie hat Haeckel überschritten, wenn er eine ursprüngliche Ausstattung der Atome mit seelischen Thätigkeiten des unbewußten Denkens und unbewußten Wollens („Welträtsel“ S. 259) uns als Resultat naturwissenschaftlicher Forschung auftischt. Die Grenze überschreitet Reinke nicht, denn er giebt die Ableitung der theistischen Idee aus seiner Dominantenlehre nicht als naturwissenschaftliches Resultat, sondern als Postulat. Meine Meinung geht dahin, daß diese Grenzbestimmung unseres Erkennens von unten herauf (um mit einem Paulsenschen Bilde zu reden) nicht unwichtiger, ja für die augenblickliche Lage wertvoller ist als die Kants von oben herab in der Grenzbestimmung der reinen Vernunftideen.

Noch zwei Bemerkungen. Reinke bietet uns keine Apologie im üblen Sinn des Wortes. Besonders der Vortrag verdient Verbreitung, da er auf 18 Seiten alles Wesentliche bringt. Reinke selbst sagt: „Es ist für den Fachmann überraschend, wie überaus spärlich naturwissenschaftliche Kenntnisse in weiten Kreisen der Gebildeten verbreitet sind, namentlich derjenigen, denen eine Gymnasial-Erziehung zu teil wurde.“ Das muß anders werden, aber nur nicht durch Halbwissen, Einzelheiten, sondern durch eine solide Kenntnis der einfachsten naturwissenschaftlichen Grundbegriffe.

Den Schluß mögen folgende Worte Reinkes bilden: „So wenig die Naturforschung zur Erkenntnis des Wesens Gottes beiträgt, so wenig kommt sie auch in Betracht bei der Entscheidung für eine der Einzel-Religionen, in deren Bekenntnis die Menschen auseinandergehen. Dafür sind ganz andere Sphären unseres geistigen Lebens entscheidend. Die Naturforschung führt nur insofern zur Religion, als wir darunter ganz allgemein verstehen die Anerkennung einer höheren geistigen Macht und Intelligenz, die über der unsrigen steht und unendlich weit über sie hinausragt . . .“ Das aber ist für unsre Zeit nicht wenig, sondern viel. Noch mehr aber bedeutet, zumal wenn wir an Haeckel denken, die Anerkennung der Selbständigkeit, die hier der Naturforscher „anderen Sphären unseres geistigen Lebens“ zollt.

E Lohmann

Laura Marholm in der katholischen Kirche. Die Schriftstellerin Laura Marholm, einst eine Hauptruferin im Streit um die Frauenemanzipation, machte vor nicht langer Zeit von sich reden, weil sie mit ihrem Gatten, dem Schriftsteller Ola Hansson, zur katholischen Kirche übertrat. In dem katholischen Verlag von Kirchheim in Mainz erschien nun kürzlich ihre neuste Novellensammlung, betitelt: Der Weg nach Altötting — Altötting ist ja als Wallfahrtsort berühmt. Bei diesem Titel erwartet man unwillkürlich in dieser Novellensammlung eine Erklärung für den auffallenden Schritt der Frau Marholm zu finden. Aber Nichts der Art findet sich. Wohl aber gewinnt man aus den Novellen den Eindruck, daß sich die Dichterin durchaus nicht wohl und geborgen fühlt in ihrer neuen Religion. Der Rezensent des Buches in der Frankfurter Zeitung empfand offenbar Aehnliches, als er meinte, die Langweiligkeit und künstlerische Minderwertigkeit der Novellen stände in innerem Zusammenhang mit der Unsicherheit der Konvertitin in ihrem neuen Glauben. Das veranlaßte Frau Marholm-Hansson zu einer Erklärung in der Frankfurter Zeitung, aus der hervorgeht, daß die Schriftstellerin mit ihrem Gatten dem Katholizismus schon wieder den Rücken gewandt hat. Als Gründe nennt die Erklärung die Lieblosigkeiten, die sie mit den Ihren im katholischen Kasino in München erfahren hat, die große, äußere Not, die mit der Konvertierung ursächlich in Zusammenhang gebracht wird und die Schriftstellerin zwang, drauf los zu schreiben ohne Rücksicht auf Kunstwert und dergleichen, um sich und ihrer Familie damit den allernotdürftigsten Lebensunterhalt zu schaffen. Nicht weniger auffällig ist die Bemerkung, daß als Begleiterscheinung der Konvertierung Betrug an ihrem Erbschaftsgut begangen und kürzlich an den Tag gekommen sei, was sie zu einer Klage-Eingabe an den Finanzminister Riedel veranlaßt habe. Die Erklärung schließt: „Wir haben beim Ministerpräsidenten Crailsheim auf Grund erlittener Mißhandlungen und schwerer materieller Schädigungen das Ansuchen eingereicht, daß die Konvertierung, die zu schädigenden Zwecken unternommen wurde, und bei der wir der Möglichkeit freier Entschließung beraubt waren, für ungiltig erklärt und uns angemessener Schadenersatz geleistet werde.“ Wie die Tägliche Rundschau berichtet, wird Frau Marholm die Geschichte ihres Uebertritts und seine unerwarteten Folgen in einem Buch näher darlegen. F

Kleine Mitteilungen. Ekelhaft ist die Schlammflut, die zuweilen in der Form von Gerichtszeitungen aus dem großstädtischen Allerdunkelsten sich über das Land ergießt. In den letzten Wochen war es eine wirkliche Flut; man weigerte sich umsonst davon Notiz zu nehmen, das kleinste Blättchen brachte Berichte und Leitartikel. Nun kommen die Wochenschriften, auch die kirchlichen, und die Monatsschriften und treten den oder die Prozesse vollends breit. Uns hat genau zugesehen ein Einziges interessiert: daß der vom Sternberg-

schen Gelde verführte Kriminalkommissar ein und dieselbe Person ist mit jenem, der einst als Viehhändler verkleidet die Betrügereien der Schaffner aufdeckte, indem er selber solchen Betrug provozierte. Seine weitere Entwickelung ist das rechte Siegel auf das ganze System der agents provocateurs. Im übrigen interessiert uns weder der Lüstling, der verurteilt wurde, während Andre frei umhergehen, die nicht besser sind, noch die Thatsache, daß kein Geld Zeugen und Beamte bestochen hat, noch endlich auch die andre Thatsache, daß es Richter und Staatsanwälte und Kriminalbeamte gab, die diesem Zauber unzugänglich waren — das Gegenteil war ja ganz unmöglich! Bewundert haben wir die psychische Leistung dieser Männer. Alles in Allem beklagen wir die Sensation. Gebessert ist damit Nichts, höchstens geschadet. War es nicht möglich, daß die Justiz ihre Schuldigkeit that ohne so viel Aufhebens, nun dann muß unser Volk auch das verwinden. Aber zu tiefsinnigen Betrachtungen geben diese Vorkommnisse, die leider nichts Neues sagen, wenig Anlaß. Die 12000 Mark-Affaire z. B. ist in unsern Augen ein viel erschreckenderes Zeichen der Zeit für unser Volk. Hier sollen Moralisten und ernsthafte Patrioten einreißendem Schaden wehren. Hier handelt es sich nicht um Fehltritte von Personen, sondern um die Art, wie regiert wird. —

Wie die Zeitungen melden, hat das brandenburgische Konsistorium den Pastor a. D. Göhre aufgefordert, in Anbetracht seiner Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei auf seine Zugehörigkeit zum „geistlichen Stande" zu verzichten, und Göhre hat dem entsprochen. Wir werden ja genaueren Bericht bekommen. Zu verwundern ist an dem Verfahren des Konsistoriums Nichts, höchstens daß es nicht früher eingeschritten ist. Denn bei der innigen Verschwisterung unsrer Landeskirchen mit unseren Staaten und bei den veralteten Vorstellungen von der Sozialdemokratie, die offiziell im kirchlichen und weltlichen Regiment gepflegt werden, konnte auch eine charaktervolle religiöse Thätigkeit, wie Göhre sie innerhalb seiner Partei entfaltete, in den Augen seiner Behörde seinen politischen Makel nicht aufwiegen. Wie gesagt, diese in der Form so vornehme Maßregelung ist das Begreiflichste von der Welt: wenn Einem nur Jemand sagen wollte, wie sich eigentlich ein hohes Kirchenregiment „die Wiedergewinnung der sozialdemokratischen Arbeitermassen für die Kirche" vorstellt? —

Die Chronik der Christlichen Welt (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen und Leipzig; Herausgeber Pfarrer Foerster in Frankfurt a. M.) hat mit dem Jahre 1900 ihren zehnten Jahrgang vollendet. Indem wir Verleger und Leiter dazu beglückwünschen, danken wir beiden, daß sie ihr Werk unbeirrt und unermüdet weiterführen. Die Chronik ist, was sie sein sollte; und wenn sie nicht noch mehr leistet, so liegt das nur daran, daß bei einem immerhin bescheidenen Bestellerkreise die Mittel nicht reichlicher fließen. Sie ist als wöchentlich erscheinendes Nachrichtenblatt der rascheren Berichterstattung der Tagesblätter gegenüber im Nachteil und kann bei ihrem Streben nach Objektivität mit den Kirchenzeitungen an prickelndem Interesse nicht konkurrieren. Die sie halten, wissen, was sie ihr haben. Möge ihr im neuen Jahrzehnt ein kräftiges Vorwärtsschreiten beschieden sein! —

Diese Nummer der Christlichen Welt wird nicht als Probenummer verschickt, sondern nur kaufweise (für 23 Pfennige) abgegeben. Sonst ist jede Nummer zu Werbezwecken unentgeltlich vom Verlage zu beziehen. Nr. 2 wird zu diesem Zwecke in größerer Auflage gedruckt. — Unser heutiger Lutherstich wird hoffentlich hier und da in den Häusern einen Ehrenplatz an der Wand bekommen, und auch der Abdruck der Münze findet vielleicht sinnvolle Verwendung. So ist es wenigstens gedacht. R

Erklärung. In Sachen des Christlichen Bücherschatzes ging uns folgende Erklärung zu:

Herr Erich Foerster macht in seinem Aufsatz „Ein Weihnachtsärgernis" (Nr. 50 d. v J.) u. A. mich verantwortlich für die von ihm gerügte Redaktion des Bücherschatzes. Nun gehöre ich einerseits dem Vorstand des Vereines von Verlegern christlicher Litteratur, von welch letzterem der Bücherschatz herausgegeben wird, nicht mehr an, andrerseits habe ich die Tonart, die seit einigen Jahren in einem Teil der Rezensionen des Bücherschatzes zum Ausdruck kommt, nie gebilligt.

Basel R Reich

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Rosenau. Montag (nicht Dienstag) 7. Januar, 5 Uhr: Wie vielerlei Kirchenbegriffe haben wir im Protestantismus?

Hannover. Mittwoch 9. Januar 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstr. 25: Das Evangelium und der Staat.

Magdeburg. Mittwoch 23. Januar 3 Uhr, im Hause der Stadtmission (Wuthe): Bibelwissenschaft und Religionsunterricht nach dem Vortrag an Kautzsch.

Kirchlich-Theologische Konferenz Berlin

Diskussionsabend Mittwoch 9. Januar abends 8 im Heidelberger: Das 4. Kapitel der Offenbarung Johannis (Gunkel)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

An der Wende des Jahrhunderts

Versuch einer Kulturphilosophie

Von

Dr. **Ludwig Stein,**

o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern

Gr. 8. M. 7.50. Gebunden M. 9.—

Meine Verlobung mit Fräulein Elisabeth Bender, Tochter des Herrn Pfarrer Bender und seiner Gemahlin, Frau Amalie, geborene Fabricius, zu Driedorf, Bez. Wiesbaden, zeige ich ergebenst an.

Langenbach bei Weilmünster
im Dezember 1900
Hermann Hummerich,
Pfarrer

Suche für **baldigen Eintritt** ein **evangelisches Fräulein** aus guter Familie als **Stütze,** nicht unter 27—28 Jahren, welches sich jeder Hausarbeit unterzieht, in der feinen sowie bürgerlichen Küche bewandert ist, bügeln und nähen kann.

Frau **Kaufmann Ries**
Bari Italien

PIANINOS von M. 350.— an.
HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. ReieheAuswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos und Harmoniums zu vermiethen.

Gr. illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph in Giessen

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig

Kants Begründung der Religion

Ein kritischer Versuch

Mit einem Vorwort über die Beziehungen der neueren Dogmatik zu Kant

Von

Dr. Wilhelm Mengel

Die Schrift hat seitens der Kritik eine äußerst anerkennende Beurteilung erfahren. Besonders sei hingewiesen auf die Besprechungen in der „Theolog. Litteraturzeitung" 1900, Nr. 20 und in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" 24. 3.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Zur gefälligen Beachtung!

Freunde der Textbibel des Alten und Neuen Testaments

von **Kautzsch** und **Weizsäcker,**

insonderheit Lehrer, werden gebeten, sich wegen der Preisfrage des Werkes an die Verlagsbuchhandlung zu wenden, welche die ihr zugehenden Ratschläge prüfen und sich alsdann mit den Herren Mitarbeitern ins Benehmen setzen wird, um eventuell einen billigeren Ladenpreis der „Textbibel" zu ermöglichen.

Für die verursachte Mühe dankt im voraus bestens

der Verlag der „Textbibel"
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg